

Michael von Brück

# Keine Erneuerung ohne Wagnis

## Spiritualität und die Kirche der Zukunft

Der Begriff „Spiritualität“ ist eng mit dem Begriff der Religion verbunden, bezeichnet aber gegenüber Religion, Kirche und Theologie etwas Spezifisches: den Bezug jedes Menschen zu dem, was er als seinen Grund empfindet, was letztlich verlässlich und nicht hinterfragbar ist, zu dem sich der Mensch in ganz bestimmter Weise verhält, die auch eingeübt werden kann. Dieser Grund kann Gott oder auch etwas anderes sein – ein Natur- oder Musikerlebnis, jedenfalls etwas, das vorgegeben und nicht ableitbar ist, vor dem der Mensch nur staunen kann.

Die Suche nach spiritueller Erfahrung und die Religiosität, die die verfaßten Institutionen von Religion, bei uns vor allem die konfessionellen Kirchen, vermitteln, hängen miteinander zusammen, denn die Grundkategorien, in denen wir wahrnehmen und denken, sind durch die kulturell-religiösen Traditionen geprägt, gerade auch dann, wenn sich der Protest gegen die Institutionen richtet. Die zahlreichen Meditationsbewegungen und das, was man zum Teil mit New Age bezeichnet, sind eine Reaktion auf den Materialismus und die Individualisierung in modernen Industriegesellschaften, von denen auch die kirchlichen Institutionen betroffen sind.

In fast allen Meditationsgruppen, die ich kenne, sucht man auf der einen Seite *Gott oder das letzte Mysterium des Lebens*, auf der anderen Seite die Gemeinschaft des *Mitmenschen*, dem man vertrauen und an den man sich anschmiegen kann – damit verbunden ist die Suche nach Körperlichkeit: man will tanzen, will sich umarmen usw. Beides hat fast gleiches Gewicht, und auf beides haben die großen Kirchen nur eine höchst unzureichende Antwort gefunden. Die Kirche redet zwar von Gott, aber nur sehr indirekt und in einer komplizierten Sprache, die durch eine zweitausendjährige Geschichte befrachtet ist.

Diese Geschichte hat Begriffe und Verhaltensweisen, also eine Tradition geprägt, von der man heute kaum noch etwas weiß: Kinder im Religionsunterricht etwa kennen oft die christlichen Symbole nicht mehr. Das ist ein dramatischer Abbruch von Tradition, und die Institution, die die Tradition vermitteln möchte, spricht eine Sprache, die ganz anders ist als die Umgangssprache der Menschen. Außerdem sind die großen Kirchen Institutionen, in denen gemeinschaftliche Nähe und Wärme auch zwischen den Menschen nur selten erfahren wird. Genau deshalb geht man in kleine Gruppen: charismatische Gruppen, die

eng an klassisch christlichen Sprachformen orientiert bleiben, oder religiöse Strömungen, die davon relativ unabhängig geworden sind.

Die christlichen Kirchen haben es schwer, sich den neu entstehenden Traditionen des religiösen Gemeinschaftslebens zu öffnen (die, wie der Pietismus, z. T. selbst im Schoße der Kirchen entstanden sind) wegen der Angst, in der heutigen pluralistischen Vielfalt etwas aufzugeben. Es ist die Angst, als Institution unterzugehen oder unerkennbar zu werden. Deshalb hört man von amtskirchlicher Seite im spirituellen Bereich eher Warnungen als Ermutigungen, sich auf Wagnisse einzulassen. Wo man aber das Wagnis scheut, kann es keine Chancen zur Erneuerung geben. Neue Wege bedeuten immer die Gefahr der Verirrung und des Scheiterns.

Das ist das Risiko auch des geistigen wie des geistlichen Lebens. Sich dieser lebendigen Kraft spiritueller Suche, die in unserer Gesellschaft aufgebrochen ist, zu versagen, wäre jedoch keine Lösung.

Kirchen sind Instanzen mit der Aufgabe, die Tradition zu hüten, also verantwortlich damit umzugehen. Aber das führt (übrigens nicht nur bei christlichen religiösen Institutionen) zur Gefahr der geistigen Sklerose. Nur

Organismen, die auf veränderte Lebensbedingungen flexibel reagieren, können überleben. Die Kirchen sind Organisationen mit enormen Verbindlichkeiten geworden, Apparate, die auch finanzielle bzw. ökonomische Verpflichtungen haben. Daraus entstehen einerseits Belastungen, andererseits auch Möglichkeiten. Daß aber dabei die Feinstruktur, die Suche nach menschlicher Gemeinschaft und auch die Sensibilität für geistige Aufbrüche, nicht selten verlorengeht, ist das Problem.

*Die Faszination östlicher Religionen.* Der Buddhismus ist viel älter als das Christentum und hat in großer Flexibilität dramatische politische und kulturelle Umbrüche in seiner Geschichte überlebt. Er hat dabei an seinen Kernaussagen festgehalten, ohne an einem so stark hierarchischen Überbau zu hängen wie das Christentum. Das hängt auch damit zusammen, daß der Buddhismus nie versucht hat, eine Dogmatik zu formulieren, die ein für allemal verbindlich wäre für die Rechtgläubigkeit oder für das Zugehören zu dieser Gemeinschaft.

Selbstverständlich hat der Buddhismus Philosophien und stringente Denksysteme der Psychologie usw. entwickelt und sich dabei den Möglichkeiten religiösen Lebens, die er bei seiner Ausbreitungsgeschichte vorfand, angepaßt. Er hat diese immer als Hilfsmittel verstanden, die man auch wieder fallenlassen kann. Diese Systeme haben also pragmatischen Charakter, sie begleiten nur das Eigentliche – und das ist die je eigene spirituelle Erfahrung des Menschen, die darin besteht, die Erleuchtung des Buddha selbst nachzuvollziehen.

Auch die frühe Geschichte des Christentums war von einer ähnlichen Flexibilität gekennzeichnet, als sich die kleine Gruppe der ersten Christen vom jüdischen Ritualgesetz löste und in den hellenistischen Raum ging, sich in einer ganz anderen Symbolwelt zurecht fand und die philosophische Sprache der Griechen lernte und auch hellenistische kultische und künstlerische Elemente unbefangen aufnahm.

Diese Tendenz setzte sich in den ersten christlichen Jahrhunderten fort, als man geistige und organisatorische Elemente aus der griechischen Antike und dem römischen Recht aufnahm und daraus die Kirche baute. Auch noch in der Zeit der ersten Germanenmissionen, bei der gotischen Übersetzung von Wulfilas Bibel, ist diese kreative Anpassungskraft spürbar. Aber dann ist die

Kirche selbst eine starke politische Institution und geistige Trägerin der Kultur eines Kontinents geworden, der später (nach dem 16./17. Jahrhundert) eine militärisch und ökonomisch erfolgreiche Expansionspolitik in der ganzen Welt betreiben konnte, die erst heute an ihre Grenzen gelangt ist und in Zukunft durch asiatische und islamische Völker herausgefordert werden wird. Die Ahnungen dieses Umbruchs tragen dazu bei, mit Angst auf Veränderungen zu reagieren.

*Basis und Hierarchie.* An der kirchlichen Basis ist durchaus Aufbruchstimmung spürbar, aber ebenso ist der Abstand solcher Bewegungen zum institutionell verwalteten kirchlichen Alltag greifbar. Diese Kluft ist einerseits normal, weil hierarchisch organisierte Institutionen – und das sind Universitäten, Kirchen, Gewerkschaften, Parteien in ähnlicher Weise – die Tendenz zum Konservativen haben, während an der Basis neue Lebensmöglichkeiten erprobt werden.

Je weiter man in der Hierarchie nach oben kommt, um so mehr sind

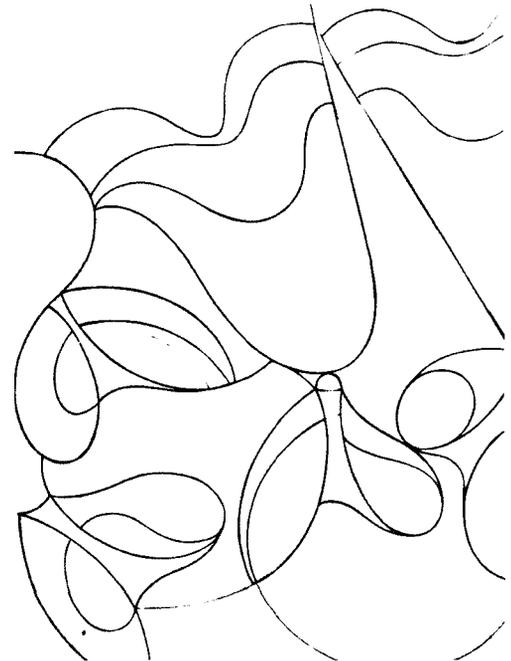
lich ist: Auch im Buddhismus etwa gibt es mächtige Institutionen, die darauf bedacht sind, die Tradition (Riten, ein bestimmter Kanon von Regeln) zu wahren, was in Südostasien wie auch in Japan zur Starrheit der Religion beiträgt. Und auch in asiatischen Ländern geht die Basis dazu auf Distanz.

In gewissem Sinne ist es die Aufgabe von Institutionen, ein Gegengewicht zu der Dynamik zu bilden, die die Spontaneität des Lebens entfaltet, damit Gesellschaften nicht auseinanderbrechen. Die Balance zerbricht aber, wenn Institutionen soviel Macht akkumulieren, daß ihr zentrales Interesse die Selbsterhaltung wird. Dann tendieren sie dazu, Entwicklungen an der Basis zu blockieren, die notwendig sind, damit der Organismus der Institution lebendig bleibt. Der Ruf nach Reform wird spätestens dann laut, wenn die Vermittlung zwischen den Bewegungen an der Basis und den Institutionen unzureichend geworden ist, wenn Anspruch und Wirklichkeit so weit auseinanderklaffen, daß die Glaubwürdigkeit der Institutionen leidet.

*„Um kreativer zu werden, ist eine größere Durchlässigkeit der kirchlichen Strukturen nötig.“*

*Sophie Taeuber-Arp:  
„Abflug“, 1938/39*

*Abbildung:  
Katalog Taeuber-Arp*



Verantwortungskompetenzen gebündelt, die von unterschiedlichen lokalen Problemen und Möglichkeiten abstrahieren. Dabei werden subtile Unterscheidungen ausgeblendet und die Verallgemeinerungen werden „blutleer“, so daß es dazu kommen kann, daß Institutionen zu ihrer eigenen Legitimierung Traditionsverwaltung betreiben.

Das ist unvermeidlich, und ein Blick auf die Geschichte anderer Kulturen und Religionen zeigt, daß es dort ähn-

Ein weiteres Problem besteht darin, daß Menschen der Institution eine Symbolfunktion zumessen und sich daher zu sehr mit der Institution identifizieren, d. h., ihr eigenes Wertgefühl von der funktionierenden Institution abhängig machen, statt gegenüber der Institution eine gewisse Freiheit zu bewahren und zu sagen: Christsein kann sich so oder auch anders artikulieren, und die Institution ist zwar Vermittlerin der Tradition, die das Verhältnis des einzel-

nen zu Gott oder auch zu Jesus Christus prägt, aber sie ist nicht Symbol dieses Verhältnisses. Anders ausgedrückt: die theologische Überhöhung der Institution und die daraus resultierenden Erwartungen und Ansprüche sind ein Problem.

Das sind keine neuen Töne, sondern in anderer Sprache das Anliegen der Reformatoren im 16. Jahrhundert, die in ihrer Zeit den starr gewordenen Institutionen religiöser und auch staatlicher Art die neue Spiritualität der Freiheit eines Christenmenschen entgegeng gehalten haben.

*Haben die Kirchen ihren Kredit verspielt?* Immer mehr Menschen entziehen den Kirchen buchstäblich den Kredit, indem sie keine Kirchensteuern mehr zahlen und aus der Kirche austreten. Es sind oft gerade solche Menschen, die durchaus theologische und religionswissenschaftliche Vorlesungen hören oder an Meditationskursen teilnehmen – „leere Kirchen, volle Meditationshäuser“ ist die Devise. Dabei ist es mutiger und wirksamer, sich in der Kirche zu engagieren, an der Basis in Gemeinschaft mit anderen das zu tun, was man selbst für notwendig hält, um auf diese Weise von innen heraus zur Reform beizutragen. Dies ist notwendig aus mindestens drei Gründen:

1. Die Kirchen sind gegenwärtig nicht ersetzbar. Sie sind zwar einerseits Institutionen für die Vermittlung dessen, was wir religiöse oder spirituelle Erfahrung genannt haben. Genau in diesem Bereich tun sie sich schwer und sind häufig auch inkompetent, gemessen an dem, was sich außerhalb der Kirchen tut, etwa in buddhistischen Meditationsgruppen oder in charismatisch-christlichen Gruppen, wo Schweigen und Gebet in intensiver Weise neu entdeckt und gelebt werden.

Die mögliche Schlußfolgerung, daß es ja genügend religiöse Alternativangebote zu den Kirchen gäbe und diese darum ersetzbar seien, ist aber falsch, weil die Kirchen als Großinstitutionen und Vermittler von Werten überhaupt erst den Raum schaffen und freihalten, in dem spirituelle Vielfalt blühen kann, ohne daß der Wertekonsens in einer pluralistischen Gesellschaft zerbricht, was vermutlich eine Intoleranz heraufbeschwören würde, die spirituelle Suche des einzelnen und kleinerer Gruppen behindern oder gar unmöglich machen würde.

2. Die Kirchen haben weitere Funktionen, die mit der spirituellen zusam-

menhängen, aber nicht identisch sind. Das eine ist die Aufgabe *sozialer Diakonie*. Die Kirchen sind quantitativ sowohl in ihrem Personal als auch in ihren Finanzen auf diesem Gebiet stärker engagiert als im spezifisch „religiösen“ Sektor, wobei natürlich Praxis und Motivation zur Praxis eng zusammenhängen: Der diakonische Dienst ist ein Dienst, der aus zutiefst christlicher Motivation geschieht.

### *Pluralismus der Motivationen*

Wäre die Delegation dieser Aufgaben an den Staat oder viele kleine Unternehmen, die profitorientiert arbeiten müßten, die bessere Lösung? Nein, denn es ist wichtig, in einer komplexen Gesellschaft verschiedene Großinstitutionen zu haben, die vom Staat durch ihre gesellschaftliche und finanzielle Macht relativ unabhängig sind, um den Pluralismus der Motivationen, Lebensstile und gesellschaftlichen Grundmuster in der Gesellschaft zu schützen. Der diakonische Dienst hält – bei aller Unzulänglichkeit kirchlicher Realität – Werte wach, die sonst in der materialistischen Konsumgesellschaft unterzugehen drohen.

3. Die Kirchen haben die Aufgabe *politischer Diakonie*. Die Existenz der großen Kirchen als solche, die von parteipolitischen und um Machtverteilung ringenden Interessen des politischen Lebens zwar nicht unabhängig ist, aber aufgrund ihrer Verfaßtheit zumindest in einer strukturellen Distanz steht, also in gewisser Hinsicht einen „Staat im Staate“ bildet, ohne daß diese Institution das staatliche Machtmonopol in Frage stellen könnte oder wollte, tut der Funktionsfähigkeit der Demokratie gut. Dies wiederum hängt mit dem christlichen Menschenbild zusammen, nach dem Menschen in freiheitlicher Partnerschaft zusammenleben sollen.

Politische Diakonie ist somit eine spirituelle Dimension christlicher Existenz. Die Kirchen sind Institutionen, die es wagen können und auch die Mittel dazu haben, in schwierigen Problemlagen gegen den Strom zu schwimmen, auch gegen den Strom der öffentlichen Meinung. Sie können, institutionell gestützt und darum in der gesellschaftlichen Debatte potent, langfristige Denkprozesse anstoßen, wohingegen die Parteien aus wahltaktischen und die wirtschaftlichen Institutionen wie auch die Medien aus ökonomischen Interessen

meist nur kurz- oder mittelfristige Perspektiven verfolgen.

Die Aufgaben der sozialen und politischen Diakonie bedürfen größerer Institutionen, die sich auf das Engagement von Basisgruppen stützen, denn „vernetzte“ Basisgruppen können diese Aufgaben allein nicht erfüllen.

*Ist der Blick auf andere Religionen notwendig?* Schweigen, Meditation, mystisches Gebet, menschliche Nähe in der Lebenspraxis kleiner Gruppen – sind dies nicht alle Aspekte des religiösen Lebens, die in der christlichen Tradition selbst anzutreffen sind? Wozu also das Meditieren von Buddhisten, Hindus oder Sufis lernen?

Es ist gut, diese Traditionen auch in der christlichen Geschichte auszugraben, das Vergessene bewußt zu machen und zu praktizieren. Aber die mögliche Schlußfolgerung, man brauchte deshalb nicht von anderen Religionen zu lernen, wäre aus drei Gründen falsch:

Die Kirchen werden es lernen müssen, selbstkritischer zu sein und nicht zu meinen, sie könnten Religion, auch christliche Religion oder christliche Spiritualität, für sich allein beanspruchen. Es gibt Formen von christlicher Spiritualität außerhalb der Kirchen, die sich aus guten Gründen nicht an die Institution binden will. Das bedeutet kirchlicherseits Selbstkritik: Das Evangelium, um das allein es in der Kirche geht, ist nicht identisch mit der Institution Kirche. Theoretisch würde das auch keine Kirche behaupten.

In der Praxis allerdings stellen kirchliche Christen nicht selten einen selbstgewissen Alleinvertretungsanspruch auf, und zwar nicht nur gegenüber anderen gesellschaftlichen Kräften, sondern gerade auch gegenüber anderen religiösen Kräften. Eine solche Haltung gründet eher in Selbstbehauptung und nicht in Gottesgewißheit – denn Gottes Wege und Weisheit sind immer größer als menschliches Erkennen. Weil Christen dies oft nicht beachten, empfinden Nichtchristen die Sprache ihrer christlichen Partner nicht selten als herablassend und verletzend. Sie vermissen bei Christen die Dialogbereitschaft, die daher rührt, sich selbst zu verändern, um sich selbst zu reformieren. Diese Fähigkeit muß wachsen. Kurz: *Wir sind auf den anderen angewiesen, um das zu werden, was wir sein möchten.* Rückzug auf die eigene Tradition wäre eine kleingläubige Verweigerung der Freude am Reichtum der Schöpfungsvielfalt Gottes.

Um kreativer zu werden, ist eine größere Durchlässigkeit der kirchlichen Strukturen unerlässlich. Das hängt auch mit der Theologie zusammen: Ist nicht Reden und Verstehen immer ein vorläufiger Versuch, der mehr oder weniger gelingen mag, immer aber ein Stammeln bleibt? Auch das hat die Kirche theoretisch im Prinzip nie anders gesehen. Aber das praktische Handeln ist oft anders. Dialogfähigkeit sollte nicht aus Schwäche, sondern aus Stärke wachsen – aber Stärke ist für Christen eben immer auch „Schwäche“, die Einsicht nämlich, daß wir vollkommen auf die Unbegreiflichkeit der Liebe Gottes und damit zutiefst auch aufeinander angewiesen sind, nicht nur materiell, sondern gerade auch spirituell. Weil die Gewißheit der Güte Gottes – „nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes“ – so tief ist, braucht niemand in der Begegnung mit Fremdem Angst um die eigene Identität zu haben. Vielmehr kann man sich öffnen für das Gespräch und die Gemeinschaft mit anderen, gerade auch wenn Meinungsdivergenzen unüberbrückbar sein sollten.

Dies ist keine permissive Toleranz, sondern konstruktive spirituelle Akzeptanz der Pluralität, eine Haltung, die gerade auch in unseren Kirchen zu wenig gelebt wird. Aufgabe der Kirchen ist es, die spirituellen Suchprozesse in unserer Zeit kritisch engagiert zu begleiten und, wo möglich, zu koordinieren und Freiräume dieser Art vor institutionellem und ökonomischem Zugriff offenzuhalten.

Maßstab ihres Handelns darf dabei nicht das institutionelle Eigeninteresse sein, wonach die Kirche als Mitspieler auf dem Markt der religiösen Möglichkeiten Konkurrenten mit Mitteln der Macht ausschalten würde. Maßstab darf allein die Botschaft der unbedingten Liebe Gottes gegenüber aller Schöpfung sein.

Daraus folgt die solidarische und lernwillige Haltung auch gegenüber den „Konkurrenten“. Um hier voranzukommen, bedarf es spiritueller Bildung und intellektueller Erziehung, die jene gegenseitige Abhängigkeit von Eigenem und Anderem bewußt macht. Für Christen kommt es einzig darauf an, die Nachfolge Jesu Christi zu leben. Für Buddhisten kommt es darauf an, den buddhistischen Pfad der Erkenntnis zu gehen. Wie das im einzelnen aussieht und wo die Wege gemeinsam gehen und sich dann auch scheiden, kann nur in der Praxis erprobt werden.